



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neues von Marie Ebner-Eschbach.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neues von Marie Ebner-Eschenbach



uch Dichter haben ihre Jahrgänge, so gut wie die Reben, nicht alle Bücher geraten gleich gut, und man darf deshalb in seinem Vertrauen auf eine Dichterkraft nicht gleich wankend werden. Die zwei letzten Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach: der Roman „Unfühnbar“ und die Novelle „Margarete“ (Stuttgart, Cotta, 1891) wurden auch von ihren wärmsten Verehrern kühl aufgenommen. Um so mehr darf man sich an der neuesten Doppelgabe freuen, mit der sie uns soeben beschenkt, an den Parabeln, Märchen und Gedichten und den Drei Novellen (beide im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin). In den kleinern Formen ist die Dichterin viel mehr zu Hause als in den größern des Romans; je mehr sie sich dem Epigramm nähert, um so vollkommener wird ihre Leistung. Das Parabelbuch ist ohne Zweifel das eigentümlichste Werk der Ebner; von ihm kann man wohl jetzt schon sagen, daß es den Wandel der Zeiten überdauern wird.

Wer die Ebner kennt, weiß, daß ihre Dichtung von einem starken ethischen Pathos erfüllt ist. Den meisten Ruhm hat sie sich allerdings durch ihre fein humoristische und porträttreue Schilderung des österreichischen Adels erworben. Aber dieser Realismus ist nicht das eigentlich charakteristische Merkmal ihrer Muse, wenn er auch dem Geiste der Zeit entgegenkam, zwischen der großen Menge und der Dichterin die Brücke schlug und sie populär machte. Dort wo sie ganz eigenartig blieb, ist sie schon viel weniger verstanden worden. Die Seele der Ebner zeichnet das Streben nach Erfassung und Darstellung einer großen sittlichen Weltanschauung aus; warm wird sie erst dann, wenn rein ethische Fragen ins Spiel kommen. Wie sie selbst zeitlebens nach einer Anschauung gestrebt hat, die gleich weit entfernt ist von der unfruchtbaren Verzweiflung des Pessimismus, wie von der Haltlosigkeit eines erfahrungsarmen Optimismus, so will sie auch die Frucht ihrer tiefen geistigen Erlebnisse im dichterischen Bilde festhalten. Sie will zeigen, wie eigentlich das menschliche Leben zu begreifen sei; denn, sagt ihr jüngster Held der Selbstbeherrschung und Entfagung, Richard Dversberg: „das Leben ist eine Aufgabe,“ und keine leichte, fügen sämtliche Schriften der Ebner nachdrücklich hinzu.

Dieses ethische Pathos ist allen Schriften der Ebner gemein. Doch nicht

immer ist es ihr gelungen, die künstlerische Harmonie zwischen Bild und Idee zu erreichen, und aus diesem Zwiespalt sind die Mängel einzelner ihrer Werke entstanden. So in „Unfühnbar.“ Die Idee ist hier über allen Zweifel erhaben, aber die erfundene Handlung leidet an Unwahrscheinlichkeit, die Ausführung ist etwas sentimental geraten. Der Ehebruch eines Weibes ist, nach dem Urteil der Ebner, unverzeihlich, schlechtweg unfühnbar, auch dann, wenn er nicht ruchbar wird, wenn die Sünde geheim bleibt. Um diesen strengen Gedanken dichterisch liebenswürdig zu verkörpern, stellte die Ebner eine Ehebrecherin dar, deren eignes sittliches Gefühl stark und rein entwickelt ist. Die Gräfin Dornach ist eine adliche Frauenseele im eigentlichen Sinne des Wortes: sie ist sittlich edel. Ihr eignes Gewissen ist ihr strengster Richter; sie hat das leidenschaftliche Bedürfnis, so zu scheinen, wie sie wirklich ist. Mehr geachtet zu werden, als sie nach eignem Urteil verdient, ist ihr eine furchtbare Qual; wie bei allen Heldinnen der Ebner ist ihre erste Tugend die Wahrhaftigkeit. Und diese edle Frau soll sich so weit vergessen haben, einen Fehltritt zu begehen? Das ist der Widerspruch, über den uns alle Kunst der psychologischen Motivierung nicht hinweghelfen kann, an dem das gläubige Interesse des Lesers erkaltet. Es ist übrigens für die Ansicht, die die Ebner von der menschlichen Natur hat, sehr bezeichnend, daß sie selbst an die Möglichkeit eines Fehltritts bei einer Frau vom sittlichen Range der Gräfin Dornach glaubt. Einer ihrer Sprüche lautet:

Ein Mensch — und stolz? O sieh, dem Thun,
Dein Lassen, deine Meinung,
Das alles ist, du selber bist
Des Scheins Reflexerscheinung.

Sie hält eben nicht viel von der Stärke der Menschen. Aber sie macht sich nicht satirisch lustig über die menschliche Schwäche, sondern betrachtet sie mit tiefem Mitleid; denn immer denkt sie an das Bibelwort: „Wer sich frei fühlt von jeder Sünde, der hebe den ersten Stein auf.“ Sie hebt ihn nicht auf.

Auch die Erzählung „Margarete“ konnte nicht erwärmen; hier liegt der Grund nicht in der Konzeption, sondern in der Ausführung der Handlung. Es ist bekannt, daß der Lieblingsheld der Ebner Don Quichote ist. Wie am Weibe die Wahrhaftigkeit, so liebt die Ebner am Manne den thatkräftigen Idealismus, der seiner Überzeugung folgt, mögen die Menschen dazu sagen, was sie wollen. Einen solchen Don Quichote der Menschenliebe hat sie nun im Grafen Robert Bohburg gezeichnet, hat aber das donquichotisch übertriebene, unkluge und demgemäß auch zu tadelnde in seiner Handlungsweise nicht als solches getadelt. Das ist der Fehler der Erzählung. Robert begeht durch ein Zuviel von Güte ein Unrecht. In dem jungen Weibe Margarete, das er für den durch ihn unschuldig verschuldeten Tod ihres Sohnes zu trösten und zu entschädigen sucht, weckt Robert, der junge Ehemann, in seiner Naivität Hoffnungen, die er niemals erfüllen kann, auch nicht erfüllen

will. Margarete verliert ob dieser Enttäuschung den letzten sittlichen Halt und geht unter; Robert kommt niemals zum Bewußtsein seiner Schuld, die er in aller Unschuld auf sich geladen hat. Sein Benehmen ist Margareten gegenüber schwankend, er hinterläßt keinen klaren Eindruck in uns. Einfalt eines Mannes im Verkehre mit Frauen ist immer etwas komisch. Trotz dieses Mangels legt auch diese Erzählung glänzendes Zeugnis für die hohe Begabung der Dichterin ab. Die Gestalt Margaretens ist mit Kraft und strenger Konsequenz durchgeführt, und eine Kontrastfigur zu dem naiven Robert so zu erfinden, wie es der Ebner in der Mephistogestalt des Grafen Steinau gelungen ist, war nur einem ungewöhnlichen Dichtertalent möglich.

Nun aber das Parabelbuch. Daran kann man sich rückhaltlos freuen! Es ist gleichsam eine Ausgabe der Ebner in nuce. Alle ihre lebens- und verehrungswürdigen Charakterzüge, die man in ihrer Novellistik verstreut und hinter der pflichtschuldigen Objektivität des Erzählers verborgen findet, sind hier auf einen Fleck gesammelt als der künstlerisch geklärte Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Das Beste, was man einer Sammlung von Gedichten nachsagen kann, ist, daß sich darin die Persönlichkeit des Dichters zum vorbildlichen Menschen erhebe. Dieses Lob muß man diesem Buch nachsagen. Die Grenzen des rein persönlichen und des allgemein menschlichen gehen hier ganz in einander über; man fühlt, daß, was die Ebner hier mitteilt, Bekenntnis eigensten Erlebnisses ist, und doch ist es nicht bloß wahr für sie allein, sondern für alle Menschen. Das giebt der Dichterin den Charakter der Größe, und wenn wir das ganze Parabelbuch gelesen haben, dann erscheint sie uns wie verklärt. Man sieht in ihr ganzes Leben hinein. Die Heiterkeit, mit der sie uns entzückt, den anmutigen Witz, mit dem sie zu vielen Fragen Stellung nimmt, empfinden wir nicht so sehr als Äußerungen einer ursprünglichen Anlage, eines angeboren fröhlichen Temperaments, sondern als die letzte Bildungsstufe einer dem höchsten Menschentum zustrebenden Seele. Denn neben den heitern Stücken finden sich andre von einer so tiefen Wehmut, daß man sieht, der Humor hatte sehr viel zu bekämpfen, ehe er zur Herrschaft gelangen konnte. Dieser Humor ruht auf der Entsagung, auf einer schwer errungenen Seelenruhe, auf der nie unterbrochener Selbstläuterung und Selbstüberwindung. Er ist mehr erworben als geworden, und das macht seine eigentümliche Kraft aus: dieser Humor ist die Freiheit eines starken Geistes. Hinter dem graziösen Lachen der Ebner steckt ein großer Ernst, ihre Lustigkeit schlägt leicht in Wehmut um. Ihr Gemüt ist von unendlicher Weichheit, empfänglich für alles fremde Leid, die herrschende Idee ihres Lebens ist die Menschenliebe:

Verständnis für jedwedes Leid,
 Erbarmen mit jedem Fehle:
 Daran, in dieser Zeitlichkeit,
 Erkennst du die erwählte Seele.

Die vielen Fragen der Ethik, der Religion, der Litteratur, des gesellschaftlichen Verkehrs hier nach der Reihe aufzuzählen, die von den Parabeln in poetischem Gewande berichtet werden, ist unmöglich. Viele Parabeln sind so tief sinnig, daß sich eine eigne Betrachtung an sie knüpfen ließe, wie die vom Prometheus.

„Als Prometheus nach langer Qual entfesselt vor den Beherrscher der Welten trat, nahm ihn dieser gnädig auf und hieß ihn fortan mit den Göttern hausen. Weil aber der Eid, den Zeus einst geschworen hatte: Ewig solle der Titan an den Kaukasus geschmiedet bleiben! nicht gebrochen werden durfte, mußte Prometheus einen Fingerreif tragen, in welchem ein Steinchen aus dem Felsen gefaßt war, an dem er sein Märtyrertum erduldet hatte. Lächelnd nahm er die leichte Bürde hin, kein Leiden mehr, nur noch des Leidens Symbol. Aber schwerer von Tag zu Tag wurde die anfangs kaum sichtbare Last und drückte endlich so schwer, wie Vulkans eiserne Spangen gethan. Prometheus saß im Räte der Götter, und sie lauschten den Sprüchen der Weisheit, die von seinen Lippen kamen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn; mit den Unsterblichen wohnte er im Reiche der Freiheit, des Lichts, der Schönheit. Aber ein Blick auf den Ring an seiner Hand, und wieder lag er an den Felsen geschmiedet, und über seinem Haupte rauschte ein grauser Flügelschlag, und er fühlte den Griff der Geierklauen und das grausame Hacken des Geierschnabels in seinem Fleische. Und ausschrie der Titan zum Weltenbeherrscher: Ohnmächtiger Gott, der nur begnadigen und nicht entschuldigen kann! Die Erinnerung an meine Schmach und Buße spottet deiner Huld!“

Der tiefste Schmerz der Menschenseele kann wohl kaum poetischer und packender ausgesprochen werden. Eine andre große Idee: daß mit der Erweiterung und Veredlung der Kultur auch die Stellung des Weibes zum Mann freier werde, hat sie ebenso glücklich in der „Dummen Geschichte“ veranschaulicht. Glänzend bewährt sich ihre dichterische Kraft in den Allegorien; nur sehr wenig Dichter haben die Fähigkeit, Abstraktionen der menschlichen Natur in der Weise mit individuellem Leben auszustatten, wie es die Ebner in der Parabel von der Begegnung zwischen dem Hochmut und dem Verdienst thut, die so lautet:

„Der Hochmut ging eines schönen Tages spazieren. Er trug eine Krone aus Seifenblasen auf dem Kopf, und sie schillerten bunt und prächtig im Sonnenschein. An seinem purpurfarbigen Gewand hingen zahllose vergoldete Glaskugeln; die Plattfüße hatte er in Schuhe mit ungeheuern Haken gesteckt und schritt auf ihnen so majestätisch einher, wie ein hölzerner König in der Puppenkomödie. Sein breites Gesicht strahlte von Selbstzufriedenheit, seine fingerdicken Lippen waren verächtlich verzogen, aus halbgeschlossenen Lidern blickte er um sich, als ob nichts da wäre, der Mühe wert, ihm einen ganzen Blick zu gönnen. Da kam ein Wesen ihm entgegen, bei dessen Erscheinen er

stupte. Ein Wesen von schlichem Aussehen; bescheiden sein Gang, seine Haltung, seine Geberde; schön sein Angesicht, auf dem ein edler Ernst und tieferinnerlichster Friede sich malten. Weiche mir aus! rief der Hochmut ihm zu. Gern, erwiderte der andre lächelnd und gab Raum. Dennoch fühlte der Hochmut sich verletzt: Du lächelst? wie darfst du es wagen, zu lächeln in meiner Gegenwart? schnaubte er und warf sich wütend auf den Beleidiger. Dieser wehrte ihn nicht ab, regte sich nicht einmal, stand nur ruhig und fest. Der Hochmut aber stürzte zur Erde, und alle seine Seifenblasen zerplatzten, und alle seine Glaskugeln lagen in Scherben — er war an das Verdienst angerannt.“

So weiß die Ebner auch alltägliche Weisheit schön zu gestalten. In der ersten und längsten Parabel: „Die Mußmenschen“ treibt sie ihren Spott mit jenen naturwissenschaftlichen Juristen, die an keine Willensfreiheit glauben und alle Verbrecher als Geistesranke betrachten. In einer andern: „Die Ausgestoßenen“ lacht sie über jene Litterarhistoriker, die neue Dichter nicht in die alten Kategorien einzuschachteln vermögen. In einer dritten: „Die Nachbarn“ veranschaulicht sie die größte Plage des neunzehnten Jahrhunderts: den bewaffneten Frieden u. s. w. Von ihren sehr sparsam mitgeteilten Gedichten ist jedes ein denkwürdiges Stück und tiefergreifendes Bekenntnis, insbesondre die „Liebeserklärung“ und „Sankt Peter und der Blaustrumpf,“ eine Legende, die den Ton der Goethischen Legende ausgezeichnet trifft. Kurz, das Buch wächst uns ans Herz, je länger wir darin lesen. Es trifft auch gut seine Zeit, obwohl es stückweise und gelegentlich im Laufe vieler Jahre entstanden ist. Man ist jetzt überall um neue Behandlung ethischer Fragen bemüht. Es gährt an allen Ecken und Enden, nachdem die Hegemonie der Naturwissenschaften gebrochen ist, die die Gleichgiltigkeit für alle ethischen Probleme verbreitet und gefördert hatten. Da ist eine sittliche Kraft wie die der Ebner nicht genug zu schätzen. Ihre Moral ist die des Evangeliums, Anfang und Ende ihrer Lehre ist die Menschenliebe; aber ihrer Meinung nach verzeiht Gott auch den Unglauben dem, der die Menschen geliebt hat, und sie hofft selbst ins Himmelreich zu kommen, obwohl sie keine Kirchengängerin ist, denn sie liebt die Menschen und sucht sie auf: als Dichterin und als Wohlthäterin.

Das letztere wird klar aus der entzückenden Novelle: „Bettelbriefe.“ Wer so wie die Erzählerin hier die Erfahrungen im Almosengeben darstellen kann, der muß sie selbst gesammelt haben. Die Form der Novelle: der Dialog zweier Menschen, die sich lieben, aber sich erst im Laufe des Gesprächs ihre Liebe gestehen, ist meisterlich in der Anmut seiner Wendungen und sprüht von Geist. Ebenso kunstvoll ist die umfanglichste der drei Novellen: „Oversberg.“ Die Ebner hat sich hier die Erzählung recht schwer gemacht. Sie läßt einen Mann, der für das Wesen Oversbergs wenig Sinn und nicht viel Sympathie hat, die Geschichte des entsagenden Helden erzählen, und zwar an der Tafelrunde von Philistern, die

ihn auch nicht zu verstehen geeignet sind. Sie unterbrechen denn auch den Erzähler mit boshaften Bemerkungen, aber sie sind nicht imstande, das immer höher emporsteigende Charakterbild Oversbergs herabzuzerren. Diese Form so zu bewältigen war nur der ursprünglichen dramatischen Anlage der Ebner möglich. Für Oversberg selbst kann man sich nicht recht erwärmen, man kann ihn, der das Maß der Selbstaufopferung, das einem ehrlichen Manne zugemutet werden kann, weit überschreitet, nur kühl bewundern. Oversberg verzichtet auf seine geliebte Braut, um ihren Vater, der das Geld der Tochter nicht klug genug verwaltet hat, vor Skandal zu retten. Das geht noch an. Daß aber Oversberg auch noch mit dem unsympathischen Manne zusammenleben kann, dem sich seine Braut verkaufen mußte, ist doch wohl zuviel, und wohl auch nicht recht wahrscheinlich, so lange man sich Oversberg als einen vollkommenen Mann denken soll. Die andern Figuren, insbesondre die tragisch rührende Braut, sind Meisterstücke der Gestaltung. Passionsblumen, Mädchen, die mit unendlicher Heiterkeit und Armut ins Leben hineinschreiten, bis sie von seiner rauhen Hand gepackt werden, weiß die Ebner mit wunderbarer Feinheit zu zeichnen. Es ist, als schöpft sie aus eigenem Erlebnis: in all der Liebe so viel Wehmut über die früh getäuschte Illusion! Hier steht die Dichterin auf der Höhe ihrer Kraft.



Die Elf



Die Einsetzung des Rates der Zehn in Venedig nach Tiepolos Verschwörung im Jahre 1310 hat den Sensationsbedürftigen jener Zeit kaum mehr Anlaß zum Staunen geben können, als das neueste sensationelle Ereignis in der Berliner Kunst, das Zusammentreten der „Elf,“ geweiht durch eine Ausstellung ihrer Werke in Schultes Kunstsalon. Die Elf! wie groß und gewaltig das klingt, wie drohend und wie herausfordernd! Was bedeuten einem Ereignisse von solcher Tragweite gegenüber die sachlichen Ereignisse des Tages, die Zurückziehung des Volksschulgesetzes, die jüngsten Heldenthaten des Anarchismus und der Dynamitbolde, Ministerwechsel und alles andre, was die Gemüter bisher bewegt! Die Elf — Wir sind die Elf, die einzigen wahren Vertreter moderner Kunst, alles übrige ist gewesen und gilt nichts mehr, alles übrige ist nicht der Rede, nicht des Ansehens wert, und wenn einer käme und sagte: „Sei, gewährt mir die Bitte, der zwölfte in eurer Mitte,“ so wären wir zu bedauern, das Unmögliche nicht möglich machen zu können, denn dann wären wir ja nicht mehr die Elf. Vor uns hat es keine Talente gegeben, nach uns wird